

Rede anlässlich der Verleihung des Schumpeter School Preises

21. Juni 2013

Dietmar Harhoff

Sehr geehrte Damen und Herren,
Magnifizienz, lieber Herr Kollege Koch,
Spectabilis, lieber Herr Kollege Fallgatter,
sehr geehrter Herr Staatssekretär Knitsch,
lieber Herr Koubek,
lieber Herr Witt,
sehr geehrte Damen und Herren.

Die Schumpeter School of Business and Economics hat mir soeben den Schumpeter School Preis verliehen. Ich möchte Ihnen allen für die hohe Ehre danken. Sie wird ausgesprochen von einer Fakultät, die sich – einzigartig in Deutschland, ja sogar im europäischen Raum – ein Profil gegeben hat, das durch das Wirken von Joseph Alois Schumpeter geprägt ist.

Meine Kolleginnen und Kollegen der Schumpeter School haben mit dieser Namenswahl meines Erachtens einen Glücksgriff getan, der seinesgleichen sucht. Der Name Schumpeters – des wichtigsten Ökonomen im Bereich der Innovations- und Gründungsforschung – ist hier zu einem außergewöhnlichen Programm geworden. Er steht für die Suche nach Erklärungen für den Prozess des wirtschaftlichen Wachstums. Im Mittelpunkt der Werke von Schumpeter stehen dabei insbesondere Innovationen und Unternehmer, aber auch die Suche nach Hinweisen, wie dieser Prozess der Innovation in Unternehmen, Regionen und Staaten gestaltet werden kann. Schumpeter hat in seiner Forschung wegweisende Beiträge zu diesen Fragen geliefert, und ich werde in meinem Vortrag gleich noch auf einige dieser Aspekte eingehen. Zu Eingang meines Beitrags möchte ich aber darauf verweisen, wie wichtig ein verbessertes Verständnis von Innovation und Unternehmertum gerade heute wieder ist.

Definitionen

Dazu ist es hilfreich, einen Blick auf Schumpeters Begrifflichkeiten zu werfen. In seinem großen Werk zur „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ führt Schumpeter fünf Formen der „Durchsetzung neuer Kombinationen“ auf: i) die Herstellung eines neuen Gutes oder einer neuen Qualität eines Gutes, ii) die Einführung einer neuen, in dem betreffenden Industriezweig bisher unbekanntem Produktionsmethode, iii) die Erschließung eines neuen Absatzmarktes, iv) die „Eroberung“ einer neuen Bezugsquelle von Rohstoffen oder Vorprodukten, und v) die Durchführung einer Neuorganisation. Schumpeter ist hier bemerkenswert modern. Das letzte Beispiel für die „Durchsetzung neuer Kombinationen“ würde heute als „Organisationsinnovation“ bezeichnet werden.

Die Einführung des letztgenannten Begriffs ist als maßgebliche Erweiterung der Innovationsforschung in den 1980er und 1990er Jahren gefeiert worden. Vielleicht müssen wir konstatieren, dass Schumpeter über viele Dekaden von Ökonomen im „Mainstream“ der

Innovationsforschung einfach nicht zur Kenntnis genommen wurde – das hat sich glücklicherweise zum Besseren gewendet.

Zur Bedeutung von Innovations- und Entrepreneurshipforschung

Lassen Sie mich zunächst die Unternehmensebene betrachten. Ich greife zwei markante Phänomene heraus. Das eine ist die **Zunahme an Corporate Venturing-Aktivitäten deutscher Unternehmen**. Dabei investieren gerade große Unternehmen häufig in unternehmenseigene oder externe Fonds, die wiederum die Mittel in junge Neugründungen fließen lassen. Implizit liegt hier ein Eingeständnis vor, dass der interne Prozess der Innovationsgenerierung, den diese Unternehmen lange Zeit fast exklusiv verfolgt hatten, nicht mehr die gewünschten Ergebnisse hervorbringt. Dass andere Akteure, zudem noch wesentlich jüngere und kleinere Unternehmen, oft Innovationsbeiträge liefern können, die im etablierten Unternehmen nicht oder nicht schnell genug entstehen. Sie erkennen unmittelbar eines der Kernthemen Schumpeters. Die besondere Bedeutung von „Startups“ wird hiermit auch klar – ein gut entwickeltes Innovationssystem benötigt dringend die Impulse aus dieser Quelle, ergo auch die geeigneten Finanzierungsquellen und –bedingungen, um das Wachstum von Startups zu ermöglichen.

Das zweite Phänomen betrifft die wachsende Bedeutung von Schutzrechten, beispielsweise von Patenten und Marken. Dieser Aspekt wurde heute Morgen in Referaten von Stefan Wagner und Georg von Graevenitz betont. Es scheint, als würden diese Rechtstitel auch verstärkt eingesetzt, um intangible Güter der Unternehmen zu handeln. Anders gesprochen, hier entstehen neue Märkte. Beide Phänomene weisen eine hohe Dynamik auf und werden in der modernen Innovationsforschung aufmerksam verfolgt.

Auf der Makroebene möchte ich zunächst auf die derzeitige europäische Krise verweisen, die ja nicht nur eine monetäre oder fiskalische Komponente hat. Die tiefere Ursache liegt vielmehr in den immensen Produktivitätsunterschieden zwischen den EU- bzw. den Euro-Ländern. Die Frage, wie diese Unterschiede durch Innovationspolitik gemildert werden können, ist für die Zukunft Europas zentral. Im Jahresgutachten 2012 der Expertenkommission Forschung und Innovation (EFI) war die zunehmende Heterogenität der Produktivität in Europa betont worden – Innovationen können auch einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, für eine Angleichung der wirtschaftlichen Effizienz und Leistungsfähigkeit in Europa zu sorgen.

Zudem stehen alle europäischen Länder im Wettbewerb um Produktionsfaktoren, die für die Erbringung von Innovationen zentral sind. Dies sind vor allem gut ausgebildete Menschen. Auf Dauer werden wir den derzeitigen Lebensstandard in Deutschland (aber auch in anderen Ländern) nicht ohne eine Ausweitung des Wissenssektors unserer Volkswirtschaften halten können. Glücklicherweise tragen gerade auch Hochschulen zu dem Prozess der Wissensintensivierung bei. Aber auf mittlere Sicht – die Schuldenbremse kommt, etliche Förderprogramme für Hochschulen und Forschungseinrichtungen laufen aus – stellt sich die Finanzierungsfrage. Hier sind nun nicht mehr allein die Analysen, sondern vor allem kluge Politiker gefragt, die bereit sind, langfristig angelegte Strategien für den Erhalt der Innovationsfähigkeit zu unterstützen.

Diese Aufreihung ist natürlich nicht erschöpfend. Aber sie mag die hohe Bedeutung der Themen unterstreichen, die gerade an dieser Schule und an anderen Einrichtungen intensiv

bearbeitet werden und deren analytische Durchdringung von Schumpeter vorbereitet wurde.

Zur Ambivalenz von Innovationen

Lassen Sie mich im Folgenden auf einen Aspekt aufmerksam machen, der manchmal vergessen wird, aber unsere wissenschaftlichen Überlegungen auch beeinflussen sollte. Wir verwenden einen genuin positiv geprägten Innovationsbegriff. Aber Innovation ist ein ambivalentes sozio-ökonomisches Phänomen – in vielen Fällen bringen Innovationsprozesse hilfreiche und insgesamt positiv zu bewertende Konsequenzen hervor. Aber eben nicht in allen Fällen.

Die Erfindung der Buchdruckmaschine durch Gutenberg gilt als eine der großen Innovationen der Weltgeschichte. Das Magazin TIME ernannte diese Erfindung sogar zur wichtigsten des vergangenen Jahrtausends. Meine chinesischen Kollegen machen an dieser Stelle stets darauf aufmerksam, dass man schon eine sehr westlich geprägte Sicht der Dinge verfolgen muss, um die chinesischen Erfindungen in diesem Bereich zu ignorieren. Aber beschränken wir uns für einen Moment auf den Westen – erst seit diesem Zeitpunkt der Gutenbergschen Erfindung in der Mitte des 15. Jahrhunderts, so der US-amerikanische Soziologe Neil Postman, sei es sinnvoll geworden, gesellschaftlich in großem Ausmaß in den Aufbau von Wissen zu investieren. Wir stehen heute manchmal bewundernd vor den Statistiken, die von der Durchdringung des Internet künden. Facebook hat innerhalb von 7 Jahren mehrere Hundert Millionen Nutzer auf sein Portal bringen können. Es wird übersehen, dass der Buchdruck (gemessen an der damaligen Bevölkerung) sich ähnlich schnell verbreitete: innerhalb von 50 Jahren nach seiner Einführung gab es bereits 8 Millionen gedruckte Bücher. Um 1480 gab es schon in 110 Städten Buchdruckwerkstätten, und Venedig avancierte zur Hauptstadt des Buchdrucks. Der Buchdruck brachte dann auch einen gewissen Ruhm für die Person des Pietro Aretino mit sich – den ersten Journalisten und den ersten Verbreiter von in Massen hergestellten pornographischen Schriften. Postman bezeichnet das Werk Aretinos als die „trübe Seite“ der neuen literarischen Tradition und Technologie. Das Beispiel des Buchdrucks zeigt: Innovationen können hochgradig ambivalent sein. Als Wissenschaftler sollten wir den Innovationsbegriff neutral verwenden, selbst wenn die Tagespresse Innovationen durchweg positiv sieht.

Zurück zu Postmans These: erst mit kostengünstigem Buchdruck sei Wissenstransfer an viele Menschen möglich geworden. Ab diesem Zeitpunkt wurde systematisches „Schulen“ von jungen Menschen wichtig und produktiv. Somit wurde auch Kindheit erstmals ein abgrenzbarer Lebensabschnitt. Weitere Institutionen wie die Schulpflicht und eine immer stärkere Ausdifferenzierung von Bildungssystemen folgten. Technische Innovationen fungieren somit als Ursache für die Entwicklung neuer Institutionen, wenn wir Postmans These akzeptieren.

Kapitalismus und Innovation

Als Ökonomen vermeiden wir gern ideologisch anmutende Begriffe. Lassen Sie uns diese Tendenz für einen Augenblick vergessen und eine immens wichtige Frage stellen: Wie kapitalistisch ist Innovation eigentlich? Ist Innovation eher ein „rechtes“ oder ein „linkes“ Thema? Ein wunderbares, ein fulminantes Essay dazu wurde vor einigen Jahren von Gustav Seibt in der Süddeutschen Zeitung publiziert. Es ist zur Pflichtlektüre für alle meine

Studenten geworden, auch wenn die Lektüre den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften nicht immer behagt, weil sie dort als „erzkapitalistisch“ bezeichnet werden.

Das Essay enthält viele kluge Anmerkungen. Der Siegeszug des Begriffs Innovation über andere Begriffe wie Reform, Fortschritt oder Emanzipation wird pointiert analysiert. Seibt begibt sich auch auf die Suche nach dem Gegenbegriff von Innovation und stößt auf „Tradition“ als zweiten Teil des Begriffspaares. Interessanterweise werden beide Begriffe Tradition und Innovation von allen politischen Lagern verwendet, aber unterschiedlich interpretiert. Aber, so Seibt, im Kern sei der Begriff der Innovation „erzkapitalistisch“.

Lassen Sie mich Protest anmelden. Die Unterordnung von Innovation unter kapitalistischen Prinzipien ist m.E. nur beschränkt haltbar, und die Seibt'sche Analyse hat Lücken. Die Motive des Erfinders, des Innovators, des Kreativen sind oft nicht profitorientiert und gelegentlich überhaupt nicht durch Renditeerwartungen geprägt. Das Kommerzielle greift sehr wohl in den Vermarktungsphasen von Innovationen, aber auch dort gibt es wichtige Ausnahmen. Lassen Sie mich einige besonders interessante nennen.

An der LMU München gibt es ein Zentrum, an dem fakultätsübergreifend Kurse für Universitätsangehörige angeboten werden, die sich mit dem Gedanken tragen, unternehmerisch tätig zu werden. Oft handelt es sich dabei um Projekte aus den Naturwissenschaften, der Informatik oder der Medizin, gelegentlich auch noch aus den Wirtschaftswissenschaften. Das entspricht wohl den üblichen Erwartungen.

Was halten Sie dann von einem Projekt, das in diesem Zentrum gefördert und im Internet wie folgt beschrieben wird – ich zitiere wörtlich:

„xyz“ ist ein Open Source Gemeinschaftsprojekt für aktive Bürgerbeteiligung - weltweit und für alle Menschen. Es wurde als ganzheitlicher Lösungsansatz für ein Kernproblem unserer Zeit konzipiert: die politische Resignation und die gefühlte Machtlosigkeit der Einzelnen.

„Diskutieren – Vernetzen – Handeln!“ - Die soziale Anwendung ermöglicht konstruktive, sprachübergreifende öffentliche Dialoge zur Meinungsbildung und gemeinsamen Lösungsfindung. Sie vernetzt Menschen mit den gleichen Zielen und unterstützt sie im gemeinsamen Handeln für gesellschaftliche und politische Einflussnahme.

Wo auch immer wir in der virtuellen oder realen Welt sind, „xyz“ macht uns deutlich: wir sind mit unserer Meinung nicht alleine – das Echo unserer Stimmen macht aus Visionen Realität.

Einer der Gründer dieses Unternehmens ist ein Studierender der Geisteswissenschaften. Er hat eine Vision entwickelt. Er ist dem Gedanken, Geld zu verdienen, vermutlich nicht abgeneigt. Aber dies ist nicht seine wichtigste Motivation. Er will die Welt bewegen durch seine Innovation.

Soziale Innovationen dieser Art oder Fälle von „sozialem Entrepreneurship“ sind in den letzten Jahren vermehrt aufgetreten. In ihnen steckt oft kein Potenzial für hohe Gewinne, wohl aber Potenzial für die Weiterentwicklung einer Gesellschaft. Die Mär von der erzkapitalistischen Innovation hat für diese Innovationen keinen Platz.

Neben sozialen Innovationen gibt es weitere interessante Typen von Innovation, die nicht in das Seibt'sche Bild passen. Sie lassen sich anhand der Motivation der Innovatoren oder auch nach deren Selbstverständnis ordnen.

Manche Innovationen entstehen einfach spielerisch. Johan Huizinga hat in seinem Buch „Homo Ludens“ gezeigt, dass viele Systeme in Politik, Wissenschaft und Recht sich zunächst aus spielerischem Verhalten entwickeln, eine Phase der Selbstorganisation durchlaufen und sich dann institutionell ausgeprägt haben. Schon Friedrich Schiller wies in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ auf die Bedeutung des Spielens hin und sprach sich gegen Spezialisierung und Mechanisierung aus. „[...] und er [der Mensch] ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Spielerisches Verhalten hat längst in Innovationsprozessen Einzug gehalten. Vermutlich waren sie stets dort vorhanden, aber wir haben sie nicht wahrgenommen, weil das Bild des Homo Ludens nicht gut zum Paradigma der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung passt: dem Homo Oeconomicus, der nur an Eigennutz ausgerichtet ist und mit unerhörter Präzision alle möglichen Handlungsoptionen im Hinblick auf den „Erwartungsnutzen“ berechnen kann. Dieser Roboter-Mensch befindet sich gerade auf dem Rückzug aus den wissenschaftlichen Studien. Das ist vermutlich gut so.

In einigen Fällen haben auch demokratische Strukturen in Innovationsprozessen Einzug gehalten. Ein für mich wichtiger akademischer Lehrer, mein Doktorvater Eric von Hippel, Professor am Massachusetts Institute of Technology, überschrieb vor einigen Jahren sein Buch mit dem Titel „Democratizing Innovation“. Seine These: in den vergangenen 15 Jahren hat sich in der Softwareherstellung ein neues Paradigma gebildet – es zeigt sich in Form sogenannter Open-Source-Prozesse. In vielen Organisationen, auch in privaten Unternehmen, werden heute Softwaresysteme wie Linux, Apache und SQL genutzt – Softwareprodukte, die anfänglich von Hobby-Programmierern erstellt worden waren und gerade wegen ihrer geringen Störanfälligkeit weite Verbreitung gefunden haben. Die Motive von Programmierern in diesen „Software Communities“ sind komplex – aber sicherlich nicht erzkapitalistisch. Gleichzeitig nutzen die Open-Source Communities Lizenzvertragsstrukturen, die geschickt allen, die die Software nutzen wollen, auferlegen, weitere Änderungen und Verbesserungen wieder bekannt zu machen. Wenn man so will, wird hier das kommerzielle Interesse mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Gleichzeitig wurde und wird ein immenser Wert geschaffen.

Eric von Hippel beschreibt in seinem Buch auch „underground innovators“ – Menschen, die in ihrer Freizeit bestehende Produkte radikal verändern. Das kann interessante Formen annehmen. Im Jahr 2004 erschien in der New York Times ein Artikel, in dem auf eine Gruppe aufmerksam gemacht wurde, die die Fahrzeugkontrollchips einer neuen Luxuslimousine (deutscher Herkunft) „optimiert“ hatte. Der wesentliche Eingriff bestand darin, die überaus störende Drosselung der Höchstgeschwindigkeit auf 250 km/h auszuschalten. Während sie dieser Aufgabe nachgingen, optimierten die Hacker gleichzeitig etliche Algorithmen im Fahrzeugchip. In einer ersten Reaktion drohte das betroffene Unternehmen über seine Anwälte mit rechtlichen Konsequenzen. Kurze Zeit später siegte die Einsicht, so talentierte Programmierer solle man besser nicht vor den Kadi zerren, sondern mit ihnen sprechen und neue Einsichten gewinnen.

Nichts also mit der rein erzkapitalistischen Innovation. Es gibt Innovationsprozesse, in denen ein fast albertuswirkender Sozialismus, zumindest aber Formen von Altruismus wirken. In denen neues Wissen gemeinschaftlich entsteht, in Organisationsformen, die

Genossenschaften ähneln. Andere Prozesse sind demokratisch organisiert, wiederum andere tragen stark anarchische Züge. Diese Vielfalt verblüfft, gleichzeitig bietet sie ein wunderbares Umfeld für empirische Studien von Innovation. Und diese Prozesse scheinen Artefakte zu erzeugen, die für andere Menschen relevant sind.

Damit ist die Agenda für die weitere Forschung in diesem Feld aber auch nur gerade angerissen. Soviel ist immerhin klar: wir müssen als Innovationsforscher mit alten und neuen Mitteln – Experimente gehören dazu – das gesamte Feld der Innovationsmotive weiter beackern. Hier gibt es vermutlich noch einige spannende Ergebnisse, die auf uns warten.

Zusammenfassung und Ausblick

Lassen Sie mich abschließend einige Aspekte zusammenfassen und einen Ausblick riskieren, der natürlich unter einem Schumpeterschen Caveat steht – nichts ist schwieriger zu prognostizieren als die Zukunft. Aber die Forschungsagenda Schumpeters hat nach wie vor hohe Aktualität. Gestern wurde schon angemerkt, dass dabei sowohl betriebswirtschaftliche und volkswirtschaftliche Themen betroffen sind. Die Bedeutung des Themas „Innovation“ nimmt derzeit zu – ich kann keine Abnutzungstendenzen erkennen.

Lassen Sie mich nach diesen Ausführungen zum heutigen Tag und zur Ehrung zurückkehren, die Sie mir haben zukommen lassen und für die ich der Fakultät und der Schumpeter School Stiftung nochmals danke. Ich darf mich glücklich schätzen, dass Sie heute ein wissenschaftlich sehr ergiebiges Seminar veranstaltet haben, bei dem ausgiebig über Innovationen und Unternehmertum diskutiert wurde. Dass so viele enge Kolleginnen und Kollegen gekommen sind, mit denen ich zusammengearbeitet habe, ist für sich genommen eine große Freude. An die Referenten, die Korreferenten und an alle, die daran mitgewirkt haben, geht mein herzlicher Dank. An Marc Gruber, Carolin Häußler, Karin Hoisl, Georg von Graevenitz und Stefan Wagner geht ein besonderer Dank für Ihr Kommen, Ihre Mitwirkung heute – und für lange Jahre der Verbundenheit, Unterstützung und Freundschaft. An Peter Witt geht mein Dank für seine wohlwollende Bewertung meiner wissenschaftlichen Arbeit.

Last, but certainly not least. Meine familiäre Situation hat es sehr, sehr oft mit sich gebracht, dass ich akademische Anlässe allein besuche. Das ist heute anders, und ich freue mich sehr, dass meine Frau, Heather van Deusen-Harhoff, hier sein kann. Der Dank an sie übersteigt akademische Dimensionen. Manches entzieht sich auch der Messbarkeit. Dazu gehört das Glück einer Familie, in der drei Kinder aufwachsen. Ich fürchte, dass meine akademische Arbeit hierzu manchmal in Konkurrenz gestanden hat und dass mein Zeiteinsatz nicht optimal war.

Ihnen allen, meine Damen und Herren, ganz besonders aber den Kolleginnen und Kollegen der Schumpeter School gilt mein Dank. Allen Akteuren in der Schumpeter School wünsche ich weiterhin viel Erfolg für Ihre Arbeit. Als gebürtiger Nordrhein-Westfale bin ich nach wie vor an den Geschicken meiner Heimat interessiert. Sehr geehrter Herr Staatssekretär Knitsch, das Land NRW darf sich glücklich schätzen, eine so engagierte Fakultät und Universität zu haben, die sich Innovation und Unternehmertum auf die Fahnen geschrieben hat. Denn davon können wir alle gern noch etwas mehr gebrauchen.

Schumpeter beschrieb – wieder im zweiten Kapitel der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ drei Gründe, warum das Betreten von Neuland, Innovation also, so problematisch sein kann. Zum einen haben wir abseits der ausgetretenen Pfade oft nicht die Informationen, die uns leiten können, wenn wir Neues unternehmen. Zweitens fallen

Menschen gern in gewohnte Bahnen zurück. Oder wie Schumpeter, fast lyrisch intonierend, sagt: „In der eigenen Brust dessen, der Neues tun will, erheben sich die Elemente der gewohnten Bahn und legen Zeugenschaft ab gegen den werdenden Plan.“ Nicht genug damit, dass wir alle internen Widerstände zu überwinden haben – hinzu tritt drittens der Gegendruck der Außenwelt, mit dem, so Schumpeter, „die soziale Umwelt jedem begegnet, der überhaupt oder speziell wirtschaftlich etwas Neues tun will.“

Meine Damen und Herren an der Schumpeter School - Schumpeter würde Ihre Agenda mögen. Ich wünsche Ihnen allen, dass Ihnen die Ideen für Neues nicht ausgehen, dass Sie stets die richtigen Informationen haben, um den besten Weg zu bestimmen, dass Ihre Projekte nicht in Selbstzweifeln untergehen und dass der Gegendruck Sie nicht von der Innovation abbringt. Glückauf!